

Alte Schachteln

Mit über 80 Jahren hat Joseph Zoderer sein erstes Theaterstück geschrieben. Es ist ein mutiges Werk über das Alter und das Abschiednehmen. Auf der Bühne hakt es dennoch.

Nach eineinhalb Stunden Selbstgespräch hat sie ihr Werk endlich vollendet.

Langsam, aber zielbewusst hat die Mutter ein Gebilde aus Pappschachteln und Karton wie ein Biwak über ihrem Bett aufgetürmt. Erst dann erscheint es ihr sicher genug, um darin ruhig zu schlafen. Wie in den Monaten und Jahren zuvor verbarrikadiert sie die Tür zu ihrem Zimmer, hantiert mit einer hellen Stablampe und macht es sich bequem, ein letztes Mal. Fertig ist das endlos verschachtelte Haus im Haus – und zur Firstfeier darf gestorben werden.

„Das Haus der Mutter“ hat Joseph Zoderer sein erstes Theaterstück genannt, unter der Leitung des Zoderer-erprobten Regisseurs Torsten Schilling („Die Walsche“) feierte es am vergangenen Sonntag im Stadttheater Bruneck Premiere.

Für den bald 82-jährigen Romancier und Lyriker ist es eine späte Auseinandersetzung mit einer für ihn neuen Textgattung. Ein Ausflug ins Theater, in dem Zoderer einen fast 50 Jahre alten Stoff wiederverwertet. Im Jahr 1970, kurz nach dem Tod seiner eigenen Mutter, schrieb Zoderer eine Erzählung (2005 erschienen in „Der Himmel über Meran“) unter gleichem Titel. Mit ein Grund: Den „Lieblingssohn“ Joseph, der zu dieser Zeit in den USA weilte, plagten Schuldgefühle. Er hatte vom Ableben der Mutter erst erfahren, als sie bereits begraben war.

„Das Haus der Mutter“ (die Erzählung, nicht das Stück) beschreibt die Außensicht der Kinder auf ihr alterndes „Mammele“, das sich wie ein zorniges Kind in ihrem Zimmer verschließt und zunehmend von der Welt zurückzieht. Das freilich ist ein Blick, der

oft kühl und grausam sein kann. Zoderers Protagonist überlässt seine Mutter „ihrem Ende“, er verlässt die Wohnung noch rechtzeitig, „um zum nächsten Zug zu kommen“. Und er kommt erst zurück, als sie bereits im Sterben liegt.

Aus dem jungen Autor, der die „ungewollte und unbewusste Grausamkeit“ erwachsener Kinder beim Umgang mit ihren Eltern an sich selbst beobachtete, ist jetzt ein alter Mann geworden.

Die Folge ist ein mutiger Perspektivenwechsel, den Zoderer seinem Stoff aufdrückt. Statt der Kinder darf nun das „Mammele“ vom

„Vielleicht
brauch ich
noch ein paar
Kartons“:
Eleonore
Bürcher baut
das „Haus
der Mutter“.

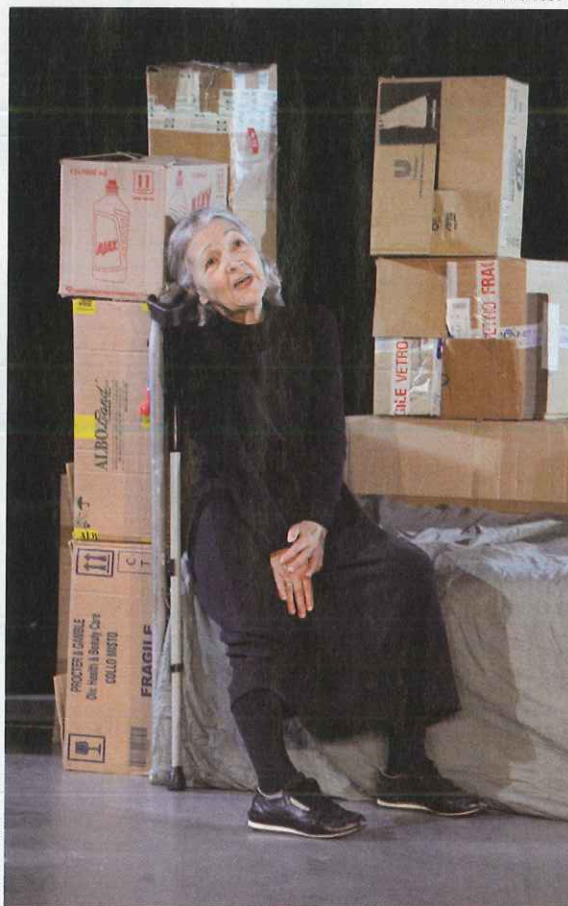


Foto: Paul Oberfechner

Älterwerden erzählen, Antworten auf Fragen geben, die Zoderer vor 50 Jahren offen gelassen hat. Und die sie vor dem Nachwuchs geschickt verbarg.

Nun sind es vor allem Erinnerungen, die das Selbstgespräch der Mutter prägen, eine nostalgische Auseinandersetzung mit der Liebe, dem Krieg, der Optionszeit, den seelischen und körperlichen Verletzungen. Zoderer opfert dem Stoff psychologische Tiefe, um Geschichte auszubreiten. Auf ihrem steifen rechten Bein kreiselt das „Mammele“ wie ein Zirkel um sich selbst. Und umgibt sich mit Bergen von leeren Waschmittelkartons, um die rhetorische Selbstreinigung abzubilden.

Eleonore Bürcher, die den Monolog der isolierten Protagonistin mit zerbrechlicher Hingabe spielt, trägt die Last des weit ausholenden Textes mit Würde, streckt ihre Arme wie Fühler nach einer Welt aus, die sie längst vergessen hat.

Ihre Kinder und der Ehemann (die Stimmen von Ulrike Lasta, Stephan Ghedina, Toni Taschler) erreichen sie nur noch durch das Schlüsselloch der Erinnerung. Ein leises Echo in vielsagenden Video- und Audioeinspielungen.

Ansonsten nähert sich Regisseur Torsten Schilling Zoderers Text mit großer Ehrfurcht. Einer in Buchform erschienenen Ausgabe des Stücks („Das Haus der Mutter“, Haymon, 9,95 Euro) wurde ein Gespräch zwischen Regisseur und Autor zur Seite gestellt. Darin darf ihm Schilling ausgiebig Rosen streuen.

Der Inszenierung hätte ein weniger schmeichlerischer, dafür aber freier Umgang mit der Vorlage gutgetan.

Anton Rainer